

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 23 (2016)
Heft: 255

Artikel: Bier im Exil
Autor: Tanner, Samuel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-884046>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Über Rückkehr und Rückschritt. Von einem, der auszog.

TEXT: SAMUEL TANNER

Am Stammtisch sassen ein paar dicke Männer in Unterleibchen und als ich nicht ein Riesenriesen-Cordon-Bleu, sondern nur ein Riesen-Cordon-Bleu bestellte, rief die Servier-tochter durch das Restaurant: «Aha, der Herr möchte die Lady-Portion!» Die Männer am Stammtisch drehten sich zu uns und grinnten. Ich fühlte mich zu Hause.

Auf der Redaktion sagen sie dann: «Tanner, fahr los! Du weisst doch am besten, wie es den Leuten in den Turnvereinen und Gasthöfen jetzt geht!» Am Ende wird man ja immer auf seine Anfänge zurückgeworfen.

Als ich vor zwei Jahren vom Land in die Stadt zog, wusste ich nicht, ob ich das als Fortschritt sehen sollte. Jeden Morgen weckte mich jetzt eine Stadt, die zu fragen schien: Na, auch schon wach? Es war dann noch nicht einmal 8 Uhr in Zürich, aber die Verkäuferinnen in der Migros arbeiteten schon seit zwei Stunden. Die Frau am Kiosk lächelte, als sei sie einem Zahnpaste-Werbespot entstieg. Und wenn ich am Hauptbahnhof kurz anhielt, stand ich allen anderen sofort im Weg.

Auf Partys war ich derjenige, der mitgebracht wurde. Die Leute fragten: Wer bist du? Was machst du beruflich? Und sie meinten: Was willst du hier? In solchen Momenten blieb nicht viel Zeit. Ich erzählte dann, dass ich Journalist sei und Reportagen zum Zustand der Schweiz schreibe. Aber meistens kam ich gar nicht dazu, fertig zu reden.

Ich stand an diesen Partys oft in der Küche, weil ich einmal gelesen hatte, dass da sowieso die interessantesten Leute stünden. Tatsächlich war in den Küchen der Stadt nicht viel los – und es blieb viel Zeit, nachzudenken. Ich überlegte mir, bald wieder zurück ins Rheintal zu ziehen. Dahin, wo ich herkomme. Und ich fragte mich, ob eine Rückkehr immer auch ein Rückschritt sein muss. Leider fallen mir zu Fragen meistens keine abschliessenden Antworten ein, sondern eher noch mehr Fragen. Es war eine komplizierte Zeit.

Ich traf mich in der Anfangszeit oft mit anderen Rheintalern, die in Zürich wohnten. Wir nannten unseren Gruppenchat bei Whatsapp «Züribier» – aber «Bier im Exil» hätte genau so gut gepasst. Wir trafen uns zum Grillieren und für Champions-League-Nächte – das Bier und Erinnerungen an früher hielten uns zusammen. Einmal fuhren wir mit dem Bus zum Restaurant Waidhof, es liegt in Affoltern, am Rand der Stadt. Am Stammtisch sassen ein paar dicke Männer in Unterleibchen und als ich nicht ein Riesenriesen-Cordon-Bleu, sondern nur ein Riesen-Cordon-Bleu bestellte, rief die Serviertochter durch das Restaurant: «Aha, der Herr möchte die Lady-Portion!» Die Männer am Stammtisch drehten sich zu uns und grinnten. Ich fühlte mich zu Hause. Einen Waidhof gibt es im Rheintal in jedem Dorf. Wir hatten an dem Abend in der fremden Welt unsere eigene gefunden. Die Stimmung war gelöst.

Wer auszieht, bricht auf

Inzwischen schläft der Züribier-Chat weit unten in meiner Whatsapp-Liste. Wahrscheinlich ist das ein gutes Zeichen. Wir haben alle einen neuen Rhythmus gefunden, sind angekommen – weitergekommen vielleicht.

Ich glaube, es gibt sowieso kaum gute Gelegenheiten, zurückzukehren. Wer auszieht, bricht auf. Er sammelt Facebook-Freundschaften wie Beweise, es am neuen Ort geschafft zu haben. Und er verbietet sich eine Rückkehr, um nicht als gescheitert zu gelten. Es ist die Zeit der Ablösung.

Ich verbrachte in dieser Zeit viele Wochenenden im Rheintal, ich blieb Aktuar meines Turnvereins – die Verbindungen zu früher waren wie Sicherheitsseile.

In meinem Freundeskreis gibt es einige, die diese Seile nie kappten. Sie studierten über Jahre in der Stadt und fuhren jeden Freitag mit dem Intercity zurück nach Hause. Sie sagten, sie würden später viel-

leicht wegziehen, und sie wussten: Ich werde im Rheintal bleiben. Sie waren ständig unterwegs, um die alte Welt nicht verlassen und in der neuen nicht ankommen zu müssen. Ein Leben in der Schwebel. Einer meiner Freunde aus dem Zürich-Chat prüfte zum Ende seines Studiums ein paar Jobangebote in Zürich und ein paar in der Ostschweiz. Er sagte mir, er wisse nicht, wie er sich entscheiden werde. Ich wusste es.

Er lebt heute in einer WG in Rebstein im St. Galler Rheintal. Er kehrte zurück, wobei er eigentlich gar nie weg war.

Wer die Seile kappt, entfernt sich von seiner Vergangenheit oder er lässt sie zurück, je nach Perspektive. Ich lebe inzwischen seit zwei Jahren in der Stadt. Eine Rückkehr kann ich mir derzeit nicht mehr vorstellen. Der Wandel geschah unscheinbar.

Im vergangenen November kehrte ich für ein paar Tage zurück in mein Dorf, Marbach, 2000 Einwohner. Der Turnverein führte seine Abendunterhaltung durch, ich stand auf der Bühne, um durch das Programm zu führen. Es sind meine liebsten Tage auf dem Land – der Takt an Proben, Auftritten, Gesprächen ist höher als sonst. Ein bisschen Hauptbahnhof in Marbach SG.

Vor einiger Zeit schrieb ich für meine Zeitung über die Unterhaltung meines Turnvereins, mein Titel war: «Primetime», aber irgendein Abendproduzent machte daraus: «Primetime in der Provinz». Als ich nun zwischen den Proben im Bauch der Mehrzweckhalle stand, kamen ein paar alte Freunde zu mir und sagten: «Na, schreibst du wieder über die Provinz?» Provinz klang bei ihnen, als spuckten sie es heraus. Sie verziehen es mir nicht.

Als ich in jenen Tagen wandern ging, kaufte ich im Dorfladen einen Landjäger ein. Ich trug Wanderschuhe und eine Jacke von Mammüt. Die Verkäuferin im Laden, die auch in der Frauenriege unseres Vereins turnt, sagte: «Gehst du wandern? Wohin denn? Alleine – oder mit wem?» Ich sagte: «Nicht alleine.» Ich hätte ein bisschen freundlicher sein können.

Als ich auszog damals, hatte ich mir vorgenommen, keiner dieser Stadtmenschen zu werden, die sich über die soziale Kontrolle im Dorf auslassen – und auf ihr Dorf zurückblicken wie auf ein grosses Missverständnis. Ich hoffe, es gelingt mir.

Fuck, ich will doch nicht zurück!

Ich merke aber, dass ich in einem zweiten Stadium angekommen bin. Der Grund, weshalb ich mir eine Rückkehr im Moment nicht vorstellen kann, ist nicht der Respekt davor, als gescheitert zu gelten. Sondern der Respekt davor, an der Rückkehr zu scheitern.

Als die Turnerunterhaltung vorbei war, flog ich nach Oslo. Es war eine Reise, die ein paar Antworten versprach. Ich hatte abgemacht im Restaurant Lorry hinter dem Literaturhuset. An den Tischen sass das

Vorstadtbürgertum und bestellte Lutefisk: eine Art Plastikfisch, den niemand mag, aber mit dem man sich beweisen will, dass man ein guter Norweger ist. Heimatbeweis per Mutprobe.

Ich war nach Oslo geflogen, um den Kabarettisten und Autor Gabriel Vetter zu interviewen. Es sollte ein Gespräch werden über Heimat in der Ferne, über das Aufbrechen und das Zurückkehren, denn Vetter, dieser Poet der Provinz, lebt gerade im Norden – seine schwedische Freundin arbeitet für ein paar Jahre an der Osloer Uni. Davor war er zum ersten Mal seit Jahren wieder für ein paar Wochen in den Kanton Schaffhausen zurückgekehrt, um seine Mutter zu pflegen. Diese Reise, zurück in seine Jugend hatte ihn vor Fragen gestellt. Es gab viel zu besprechen.

Das Gespräch hatte die erste Lutefisk-Runde bereits überlebt, da fragte ich Vetter, ob er es sich vorstellen könnte, zurückzuziehen aufs Land. Er sagte: «Als ich nach ein paar Jahren in Basel zurückkam, war es wie in dem berühmten Dieter-Wiesmann-Lied: *Me chunnt immer wieder zrugg*. Ich fand: Vielleicht wäre es doch schön hier. Ich ging in den Ausgang und merkte: Alles ist wie vor fünf Jahren. Fuck, ich will doch nicht zurück!»

Wer zurückkehrt, besteigt eine Raum- und auch eine Zeitkapsel. Vielleicht deshalb fühlt es sich als Rückschritt an. Vetter sagte in Oslo dann auch noch, dass er sich eine Rückkehr schon vorstellen könnte. Unter Umständen. Eigentlich. Aber. Bis jetzt hat er keine Gelegenheit gefunden.

Es kommt nicht oft vor, dass ich für meine Reportagen in ein Flugzeug steige. Ich bin in meiner Redaktion für die Geschichten abonniert, die sich auf dem Land abspielen. In der Provinz, würden meine alten Freunde sagen und schief grinsen.

Ich schreibe Texte über die Poesie der Verkehrskreisel, über aus der Zeit gefallene Helden dieses Landes – oder über den Guggelibauer in Zauggenried, der sich vor einem Freihandelsabkommen fürchtet. Auf der Redaktion sagen sie dann: «Tanner, fahr los! Du weisst doch am besten, wie es den Leuten in den Turnvereinen und Gasthöfen jetzt geht!» Am Ende wird man ja immer auf seine Anfänge zurückgeworfen.

Ich fahre dann durch die Schweiz, am Zugfenster zieht das Land vorbei, und ich komme mir vor wie ein Tourist in meiner eigenen Vergangenheit. Ein angenehmes Gefühl. Touristen können immer zurückkehren.

Samuel Tanner, 1991, wohnt in Zürich Oerlikon. Das ist gut so.

Die Gegenwart kritisch zu betrachten, ist Pflicht. Solche Kritik, das Infragestellen oder Hinterfragen einer momentanen Situation führt vielfach zur Flucht in bereits dagewesene Zeiten und altvertraute Muster. Oft werden auch alte Werte, Systeme oder Konzepte mit neuen kombiniert. Die Fusion zwischen Alt und Neu soll dann im besten Fall etwas Zeitgenössisches hervorbringen. In der Postmoderne entstand das durchaus fragwürdige ironische Zitat. Im Post-Internet Zeitalter ist es die digitalisierte Ästhetik, die Handlungen, Sprache und visuelle Kommunikation beeinflusst. Die Bildstrecke zum Titelthema treibt diese «Fusionitis» ironisch auf die Spitze. Sie entstand in Zusammenarbeit zwischen Fabio Zraggen und dem Saiten-Grafik-Team.

